

Iren Stehli – So nah, so fern

Iren Stehli (geb. 1953) hat sich mit ihren fotografischen Essays aus Tschechien einen Namen gemacht. Während Jahrzehnten begleitete sie die Roma-Frau Libuna durch die Wechselfälle ihres Lebens – eine einzigartige Langzeitstudie, bei der die Fotografin nicht nur aussenstehende Beobachterin blieb, sondern auch zur engen Vertrauten wurde. Neben diesem «Lebenswerk» hat Iren Stehli aber seit 1974 auch viele weitere Projekte realisiert, die sich durch eine besondere Mischung aus Faszination und Anteilnahme auszeichnen. Die Ausstellung der Fotostiftung Schweiz bietet zum ersten Mal einen Überblick über das Schaffen der in Prag lebenden Schweizer Fotografin.

In der Arbeit «Libuna» kommen die unterschiedlichen Facetten von Iren Stehli's fotografischer Sprache am deutlichsten zum Ausdruck – sie ist nahe bei der Reportage, aber doch mehr der inneren Stimmung und dem einfühlsamen Porträt als der sachlichen Information oder einer äusseren Handlung verpflichtet. Das dichte, dynamische Narrativ und die geschickt aufgebaute Dramaturgie lassen beinahe vergessen, dass diese Lebensgeschichte wesentlich von den stillen, in sich ruhenden Fotografien getragen wird: von Bildern, in denen die Räume selbst oder einzelne Objekte – ein Wandschmuck, am Boden liegende Wäsche, ein Tischtuch oder eine Zimmerpflanze –, zum Hauptthema werden. Iren Stehli's Sensibilität für die Poesie des Alltags sowie ihr starkes Interesse an minimalistischen Kompositionen bilden gewissermassen das ästhetische Gerüst, auf dem sie ihre visuellen Zustandsberichte aufbaut.

Auch in anderen Arbeiten der Fotografin spielen statische Aufnahmen und eigentliche Stillleben eine zentrale Rolle. Gerade in solchen Bildern kommt zum Ausdruck, wie sehr ihr Schaffen der Tradition der tschechischen Fotografie, allen voran Josef Sudek, verbunden ist. Stehli's Fotografien fordern dazu heraus, sich auf ihre besondere Zeichenhaftigkeit, die scheinbare Leere, die gestalterische Strenge und ihren spröden Realismus einzulassen. Bei näherer Betrachtung tun sich hinter der sichtbaren Oberfläche Abgründe auf, wird das Spurenlesen zu einer abenteuerlichen Entdeckungsreise, die eng mit den an- oder abwesenden Menschen verbunden ist. In Iren Stehli's Arbeiten überlagern sich ästhetisches Interesse und soziologische Recherche, die Freude an einer reduzierten Formensprache und die psychologisch gefärbte Milieustudie. Aber immer stehen die Menschen im Mittelpunkt, immer bleibt die Fotografin einer humanistischen Tradition verbunden, die vom Respekt für das Gegenüber geleitet ist.

Die Ausstellung «So nah, so fern» macht deutlich, wie geradlinig und konsequent Iren Stehli seit den 1970er Jahren ihren Weg gegangen ist. Erst im Überblick wird sichtbar, dass die verschiedenen Werkgruppen eng miteinander verknüpft sind – ob es sich nun um erzählerische Projekte wie «Sláma, der Schneider», um die Darstellung des sozialen Klimas in «Fischbuffet», um konzeptuelle Serien über Strassen und Fassaden, um den «Czech Look» in Prager Schaufenstern oder um die lyrische Verdichtung alltäglicher Situationen handelt. Zusammen genommen geben sie einen tiefen Einblick in die Gesellschaft und das Klima der Tschechoslowakei im Realsozialismus und in den Jahren der samtene Revolution nach 1989. Sie rufen ein Kapitel der jüngeren Geschichte in Erinnerung, das noch sehr nah und zugleich schon unendlich fern scheint.

Die Ausstellung wurde von Peter Pfrunder in Zusammenarbeit mit Iren Stehli kuratiert.

Publikation:

Iren Stehli – So nah, so fern, herausgegeben von Peter Pfrunder / Fotostiftung Schweiz.

Begleitveranstaltungen:

Sonntag, 13. April 2014, 11.30 Uhr: Iren Stehli im Gespräch mit Karin Salm – Rundgang durch die Ausstellung.

Dienstag, 22. April 2014, 10 bis 14 Uhr: Generationen im Museum – Workshop in der Ausstellung «So nah, so fern». Menschen verschiedener Generationen nähern sich den Werken auf spielerische und unterhaltsame Art.

Anmeldung: vermittlung@fotostiftung.ch.

Mit Unterstützung von: Bundesamt für Kultur und Migros Kulturprozent.

Franca Comalini

Ein Gespräch mit Iren Stehli

Iren, du bist Schweizerin und Tschechin. Was bewog dich dazu, in den 70-er Jahren deine Ausbildung in einem Land hinter dem «eisernen Vorhang» zu absolvieren und dann dort zu bleiben?

Meine Mutter stammte aus der ehemaligen Tschechoslowakei, mein Vater ist Schweizer. Ich bin in Zürich aufgewachsen, meine Mutter sprach aber mit uns Kindern von klein auf tschechisch. So kam es, dass mir die tschechische Mentalität seit jeher vertraut war, obwohl wir in den fünfziger Jahren gar nicht in die Tschechoslowakei einreisen konnten. Zum ersten Mal kam ich 1963 als Zehnjährige mit meiner Schwester nach Prag, wo wir unsere weitverzweigte tschechische Verwandtschaft kennenlernten. Vor allem unsere Grosseltern, die wir bis dahin noch nie gesehen hatten. Nach der Matura entschloss ich mich, für ein halbes Jahr nach Prag zu kommen, um meine Tschechischkenntnisse zu vertiefen. Einen Montag vor meiner Rückkehr verliebte ich mich in einen Tschechen und blieb da. Er war Maler, ein Künstler. Ich lernte damals sehr viele Leute kennen, unter anderen auch eine Fotografin. Sie zeigte mir ihr Atelier auf der Kleinseite (Prager-Viertel), ihre Dunkelkammer, das Entwickeln und Herstellen von Abzügen. So öffnete sie mir die Türe in eine neue, unbekannte Welt.

Du hast ein neues Medium entdeckt.

Einerseits entdeckte ich die Fotografie, andererseits begegnete ich einer neuen Stadt und ihrer Kultur. Im Studentenheim traf ich Leute aus der Mongolei, Bulgarien, der Sowjetunion – aus Welten, die mir bis dahin fremd gewesen waren. Die Herzlichkeit der Menschen, aber auch die Melancholie der Stadt und der oft triste Alltag im real existierenden Sozialismus: All dies beeindruckte mich so stark, dass ich das Bedürfnis verspürte, darauf zu reagieren, das Gesehene fotografisch festzuhalten.

Der Rhythmus des Lebens war wie verlangsamt, die Zeit schien eine andere Dimension zu haben. Tagelang ging ich durch die Stadt, schaute hinter die Fassaden und entdeckte neue Welten. Die verborgene Schönheit der Prager Hinterhöfe, die skurrile Zeichensprache der sozialistischen Schaufenster, die billigen Buffets und Kneipen mit ihren eindrücklichen, zum Teil völlig ausgeflippten Typen, nirgendwo Geld, aber trotzdem viel unterschwelliger Lebenslust.

Als ich mich entschloss, an der Prager Filmakademie (FAMU) die Aufnahmeprüfung für Fotografie abzulegen, lernte ich zwei Fotografen kennen, die mich mit der Technik der Fotografie vertraut machten und mir sehr viel Unterstützung boten. Zu dieser Zeit reiste ich in die Slowakei, wo ich Zigeuner kennenlernte. Die dort entstandenen Porträts reichte ich dann für die Aufnahmeprüfung ein. Ich wurde aufgenommen und besuchte die FAMU während fünf Jahren. Danach entschloss ich mich für ein Nachdiplomstudium. Ich war damals eine der seltenen westlichen Studentinnen in Prag.

Pflegtest du gleichzeitig Kontakte mit Fotografen in Zürich?

Nein, ich war wie eingetaucht in die hiesige Welt, in die Prager Szene. Während des Studiums begegnete ich vielen interessanten Leuten, unter anderen Anna Fárová, die zu dieser Zeit an der FAMU einen Lehrstuhl hatte. Sie machte uns mit den Werken in- und ausländischer, klassischer und moderner Fotografen bekannt und organisierte in den Jahren 1978/79 und 1980/81 mit einer Gruppe von uns Fotografen allmonatlich vom Regime «toleriert» Ausstellungen im Foyer eines kleinen Prager Theaters, zum Thema «hier und jetzt». Der Abschluss dieser Ausstellungsreihe war eine Gesamtausstellung im Kloster Plasy bei Pilsen, zu der damals auch Henri Cartier-Bresson anreiste.

Schon zu deinen Studienzeiten hast du Libuna fotografiert. Wie kam es zu eurer ersten Begegnung?

Ich begegnete Libuna Siváková 1975 erstmals im Studentenheim in Prag, wo ich zu dieser Zeit wohnte. Sie und ihre Mutter arbeiteten dort als Putzfrauen. Gelegentlich unterhielt ich mich mit ihnen, bis mich die Mutter eines Tages zu sich nach Hause einlud. Ich gelangte durch einen Hof in ihre Wohnung und befand mich in einer gänzlich unerwarteten Welt. Zufällig waren auch Libuna und ihre Cousine da.

Die anwesenden Frauen wollten sich so fotografieren lassen, wie sie es in westlichen Zeitschriften gesehen hatten. Sie posierten dementsprechend und es entwickelte sich eine Art Spiel. Sie waren voller Grazie, sehr spontan und natürlich. Ich fotografierte ebenso spontan, was sich vor meiner Kamera abspielte. So fing alles an. Libuna lud mich dann ebenfalls zu sich nach Hause. Sie wohnte mit ihrer Familie in einer Einzimmerwohnung in Prag-Zizkov, sie war damals 19 Jahre alt.

Ich besuchte sie immer wieder, da ich mich von ihr magisch angezogen fühlte. Sie war noch so mädchenhaft, hatte aber schon eine Familie. Sie versank in Arbeit und es schien mir, dass ihr Mann sie mit ihren Sorgen weitgehend allein liess.

Was für ein Mensch war Libuna? Woher stammten ihre Eltern, wie ist sie aufgewachsen?

Ihre Mutter war Slowakin. Der Vater starb früh, er war ein Rom. Libuna verehrte ihn sehr und beschrieb ihn als hervorragenden Geigenspieler. Sie und ihre Geschwister wuchsen mit der Musikantengruppe auf, mit der ihr Vater oft tagelang bei ihnen zu Hause musizierte. Von Beruf war er Polizist. Er genoss offenbar viel Respekt und Ansehen. Ich denke, dass Libuna ihren Stolz, ihre Standhaftigkeit und Ethik von ihm geerbt hat.

So beeindruckend diese Frau mit ihrer Weiblichkeit und ihrem Muttersein auch ist – sie gebar insgesamt sechs Kinder –, so anders sind doch gleichzeitig Dein Frausein und ihr Frausein.

Als ich Libuna kennenlernte, war ich 22 Jahre alt und von der Fotografie besessen. Ich hätte mir überhaupt nicht vorstellen können, wie sie eine Familie zu haben. Die Begegnung mit ihr eröffnete mir eine neue Welt: eine Welt voller intensiv gelebter Emotionen. Libunas Spontaneität und Natürlichkeit zogen mich an, ebenso ihre Fähigkeit, nicht alles zu planen, sondern dem Leben einfach seinen Fluss zu lassen. Ich fand Libuna sehr schön. Ihr dichtes schwarzes Haar gefiel mir, auch ihre ausdrucksvollen Augen. Alle Kinder haben diese Augen geerbt.

Wie war Libunas Verhältnis zu ihrem Mann? Wie hat sie sich gegenüber ihm verhalten?

Sie ist der Tradition der Roma treugeblieben, in welcher der Mann nach aussen hin das Sagen hat, obwohl Libuna eine ganz und gar selbstständige Frau ist, voller Selbstbewusstsein und Überlebenskraft. Ihre Selbstlosigkeit und Grosszügigkeit liessen sie zugunsten der Familie auf eigene Wünsche verzichten. Die Kinder waren für sie das Wichtigste, und Wertvollste.

Und die Familienplanung? Warum bekam Libuna so viele Kinder?

Familienplanung war in der sozialistischen Tschechoslowakei der 70-er Jahre nicht allen Schichten zugänglich. Die Pille war schwer erhältlich und Abtreibungen mussten von einer Kommission bewilligt werden. Zudem blieb Libuna ihrer Tradition treu und akzeptierte einfach ihre Schwangerschaften. Sie war voller Liebe und Zärtlichkeit für ihre Kinder.

Wie verkraftete Libuna den Gefängnisarrest ihres Mannes?

Sie hat ihr Schicksal mit einer Selbstverständlichkeit angenommen, die ich bewundernswert fand. Die Kinder waren ihr Lebensinhalt und ihre Freude. Sie begann auch wieder zu arbeiten und bestritt den Lebensunterhalt der fünfköpfigen Familie, alleine. Als ihr Mann zurückkehrte, lebte Libuna wieder mit ihm und den Kindern zusammen. Es folgten Jahre relativen Wohlstands und der Stabilität. Lád'a, ihr Mann, arbeitete in einem Bierausschank und Libuna teilte sich ihre Zeit zwischen den Kindern und Gelegenheitsarbeiten. Dann wurde sie wieder schwanger, und 1987 kam ihr erster Sohn zur Welt. Das Paar war glücklich.

Libuna bekam dann nochmals eine Tochter.

Ja, ich bin die Patin von Libunas letzter Tochter Ireka sowie des Sohnes Ládíček. Die Taufe des Sohnes war ein grosses Ereignis.

Libuna und Lád'a sind fast gleichzeitig Grosseltern und Eltern. Mit den Fotos verfolgen wir die Entwicklung des Einzelnen und der ganzen Sippe.

Zeitweise zogen die Töchter weg zu ihren Partnern. Zu sozialistischen Zeiten war die Wohnsituation in der CSSR (tschechoslowakische sozialistische Republik), vor allem in Prag, sehr kritisch. Es herrschte Wohnungsnot, unendliche Wartelisten waren üblich, so dass viele Leute, nicht nur die Roma, bei den Eltern wohnten.

Alle hängen aneinander, aus Not, aus Liebe, in derselben Wohnung... Eine erstaunliche Verwandlung dieser zwei Räume!

Die Roma haben ein starkes Zusammenhörigkeitsgefühl und die Fähigkeit, auf knappstem Raum zusammenzuleben. Wichtig ist die Nähe zur ganzen Gemeinschaft. Allein fühlen sich die meisten Roma verloren und verlassen.

Libuna und Lád'a bezogen in ihrem ersten Ehejahr eine leerstehende Einzimmerwohnung, die neben der Wohnung von Lád'as Mutter lag. Als die Gebäude im Rahmen der Sanierung des Prager Arbeiterviertels Zizkov gesprengt wurde, erhielten sie vom Staat eine neue Wohnung in einer der Plattenbau-Siedlungen in der Peripherie von Prag.

Wie empfandest du zu dieser Zeit dein Leben, zwischen den beiden Welten Zürich und Prag? Wo lebst du damals?

1983 kehrte ich nach Zürich zurück, da sich meine Aufenthaltsbewilligung nach dem Abschluss meines Studiums nicht mehr erneuern liess. Wann immer es mir möglich war, reiste ich aber nach Prag. Es war eine schwierige Zeit. Ich vermisste Prag und meine tschechischen Freunde und die Auseinandersetzung mit ihnen. Es gab Zeiten, wo ich mir in der Schweiz wie eine Fremde im eigenen Land vorkam. Wenn ich nach Prag zurückkehrte, fühlte ich mich wieder zu Hause. Libuna und ihre Familie nahmen mich immer mit offenen Armen auf.

In den 80-er Jahren hatte ich dann aber den Eindruck, meine Zeit in der Tschechoslowakei sei abgelaufen. Während mir das Pendeln zwischen West und Ost immer schwerer fiel, hatte es für Libuna und ihre Familie keine Bedeutung, dass ich viel seltener anwesend war. Die Freundschaft ging einfach weiter.

Das Leben der Familie Libunas war für Dich wie ein roter Faden...

Da war diese Anziehung und Lust, weiter zu fotografieren, am Thema zu bleiben. Als Libunas Töchter mit 16 schwanger wurden, wollte ich selbstverständlich auch dies festhalten. Immer ereignete sich etwas Neues, Unvorhergesehenes. Es war wie in einem Film, der mehr als ein Vierteljahrhundert dauerte.

Töchter und Enkelkinder lebten bei Libuna. Wie sicherte sie das Einkommen?

Libuna hatte in den 90-er Jahren eine Stelle in einer Kantine. Mit dem Regierungswechsel und der Anfangszeit der Demokratisierung erfolgten dramatische Änderungen der Lebensumstände. Es erwachten unter anderem nationalistische Tendenzen, die den latenten Aggressionen gegen die Roma Raum boten. Die Demokratie brachte für alle Bürger der Tschechoslowakei und ganz Mitteleuropas grosse Veränderungen mit sich. Die Anpassung an die freie Marktwirtschaft war für die Mehrheit der Leute eine grosse Herausforderung. Viele Roma verfügen über keine institutionelle Ausbildung, so dass die Integration in die neue Gesellschaft für sie besonders schwierig war und ist. Auch werden viele Roma als erste aus den Betrieben entlassen. Die nationalistischen Tendenzen, die europaweit wieder aufleben, erschweren ihre Situation zusätzlich.

Kurz nach der Wende, Anfang der 90-er Jahre, kehrtest du nach Prag zurück?

1993, ein Jahr nach der Teilung der Tschechoslowakei in Tschechien und die Slowakei, übernahm ich die Leitung der Pro Helvetia-Aussenstelle in Prag, die den Kulturaustausch zwischen der Schweiz und Tschechien fördert. Meine Kenntnisse des intellektuellen und künstlerischen Milieus Prags und Tschechiens sowie der Schweizer Kulturszene waren für diese Arbeit sehr wichtig. Auch während dieser Zeit fotografierte ich Libunas Familie, wann immer es möglich war.

Der Umbruch der 90-er Jahre hat in Libunas Familie tiefe Spuren hinterlassen. Der Betrieb, in dem Libunas Mann jahrelang am Ausschank gearbeitet hatte – und wo man ihn sehr schätzte – wurde geschlossen. Er wurde arbeitslos. Er bemühte sich, eine Arbeit zu finden, was allgemein nicht einfach war, erst recht nicht für einen Rom. Er arbeitete eine Zeitlang als Kellner, dann als Taxifahrer, aber auch damit gab es Schwierigkeiten.

Die Versorgung der Familie lastete einmal mehr auf Libuna. Die Töchter waren zu Hause mit ihren Kindern, arbeiteten nicht oder nur zeitweise. Die Situation spitzte sich für die Familie zu. Libuna erkrankte und musste aus gesundheitlichen Gründen vorübergehend aufhören zu arbeiten.

Zudem wurde das Haus, in dem die Familie wohnte, an eine Firma verkauft, die zwecks Renovation des Gebäudes alle Wohnungen räumen liess. Die Wohnung in Karlin, das langjährige Zuhause der Familie, wurde aufgelöst.

Aus: *Libuna*, Scalo Verlag, 2004 (leicht gekürzt). Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

Nachtrag 2014

Im Jahr 2000 wurde Libunas 10. Enkel geboren, sie selbst erkrankte und konnte nicht mehr arbeiten. Ende Oktober reisten Libuna und Lada mit einem Teil der Familie nach Belgien, wo sich bereits Verwandte von Lada befanden. Im Oktober 2001 besuchte ich sie zum ersten Mal in Belgien. Sie lebten von Unterstützungsgeldern und warteten auf ihr Asylverfahren. 2003 wurden Libuna und Lada ausgewiesen, sie kehrten mit ihren zwei jüngsten Kindern wieder nach Prag zurück, wo sie praktisch auf der Strasse standen. Es gab viel Streit, sie trennten sich. Libuna hielt sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Unterdessen heiratete eine der Töchter in Belgien und Libuna fuhr im Sommer 2004 zur Hochzeit. Dort begegnete sie John, einem belgischen Kommunisten mit polnischen Wurzeln, den sie 2007 heiratete. Ein Jahr später erkrankte sie an Krebs. Libuna starb im Juli 2009.